Ruth Wittig

ZU DRITT

Roman

edition bücherlese

eb⋯

RUTH WITTIG

ZU DRITT

ROMAN

ERSTER TEIL

SONLOUP

Die Straße wurde steiler und enger, schlängelte sich zwischen Villen und Gartenterrassen bergauf. Häuser mit Türmen, Erkern und geschichteten Balkonen thronten wie Schiffe auf den Sockeln, die dem abschüssigen Gelände abgetrotzt waren, und schauten mit spiegelnden Fenstern auf mich herab. Trotz der Schilder, die mir den Weg wiesen und sich an eine Öffentlichkeit zu wenden schienen, wirkte diese Strecke wie eine Privatstraße, *une route résidentielle,* leer und abweisend, ohne Fußweg, als dürfe man hier weder gehen noch fahren. An den Gittertoren in den engen Kurven, die ich im zweiten Gang lärmend durchquerte, drohten Hundeporträts im Halbprofil, die Winkel ihrer hechelnden Schnauzen verhießen nichts Gutes. Ich hoffte, dass mir kein Auto entgegenkäme, einen Postbus wagte ich mir nicht vorzustellen. Es war Mittag, kurz nach eins. Nach dem Tunnel von Glion hatte ich, statt wie immer Richtung Vevey und dann auf die A12 nach Bern und Fribourg zu fahren, die Ausfahrt Montreux genommen. Etwas war beim Anblick des grünen Wegweisers plötzlich zu großer Klarheit erwacht: Philipp. Montreux. Hier, in den steilen Hügeln oberhalb der Rivierastadt, musste das Tagungshaus sein, in dem er sich aufhielt, wo, wusste ich nicht genau. Aber ich wusste, dass ich ihn finden und dass ich ihm etwas mitteilen musste. Eine Gewissheit, die sich irgendwo zwischen Sion und Montreux, auf der Höhe von Martigny oder auf der Rhonebrücke oder

im Tunnel von Glion aus dem Nebel in meinem Kopf ans Licht gearbeitet hatte. Das, was ich ihm zu sagen hatte, duldete keinen Aufschub mehr.

Ich kam aus dem Wallis, aus Leukerbad. Als Botschafterin eines Forschungsprojekts, das ich mir nicht ausgedacht, aber zu vertreten und durchzuführen hatte, fuhr ich ein- bis zweimal pro Woche von Fribourg dorthin. Zu Tests, Interviews und Fragebogenuntersuchungen mit Personen, die wegen Rückenschmerzen behandelt wurden und nicht verstanden, weshalb sie einer Psychologin gegenübersaßen. Sie schauten mich unsicher an und gaben zögernd Auskunft über Schmerzstärke, Schlaf und Befindlichkeit, ab und zu standen sie auf, um den Rücken zu strecken oder ein paar Schritte umherzugehen. Mein Büro bestand aus einem wackligen Campingtisch im Fernsehraum der Rheumaklinik. Die ausgefüllten Papiere stapelten sich zu hohen Türmen auf dem Teppichboden. Wenn ich die Tür schloss oder die Beinstellung wechselte, glitten sie auseinander wie Fließlawinen. Das Tischchen entsprach meinem Status, auch der stand auf wackligen Füßen. Als die Fußballeuropameisterschaft übertragen wurde, wurde ich von entrüsteten Patienten, die sich die Spiele anschauen wollten, fast aus dem Raum geworfen. Man fand eine Alternative im Personalhaus, ein Zimmer mit Bett, Schrank, Schreibtisch und einer kahlen Fensterfront, von der aus ich das Dach des Burgerbades sehen konnte. Meine Fragen und das ratlose Schweigen der Patienten ballten sich in dem schmucklosen Raum zu schwebenden Menetekeln. Auf dem Flur dröhnten Holzsohlenschritte, die Putzfrau rammte die Tür mit dem Bohnerapparat, und die junge

Pflegerin im Nebenzimmer, die Nachtdienst gehabt hatte, erwachte um elf zu einer lautstarken Vögelei. Der kleine portugiesische Patient, der neben mir saß und sich Mühe gab, meine Fragen zu verstehen, verzog keine Miene. Er legte den Zeigefinger auf Stufe zehn der Ratingskala und nahm ihn dort nicht mehr weg, egal, was ich fragte. Maximale Einschränkung in allen Lebensbereichen. Als chronisch Schmerzgeplagter hatte er vermutlich einen anderen Deutungshorizont für das Stöhnen jenseits der Wand, wofür ich dankbar war. Die Gesellschaft von Leukerbad bestand aus zwei Extremgruppen: den sichtbar Kranken und den sichtbar Gesunden, die morgens auf lehmverkrusteten Mountainbikes vorfuhren, in letzter Sekunde abbremsten, die Mittagspause für zwei, drei Trainingseinheiten nutzten und nach Feierabend, mit Stirnlampen ausgerüstet, auf steilen Pfaden in ihre Dörfer zurückkehrten. Ich, die Stadtpflanze, noch dazu von der Uni, gehörte nirgends dazu. Dass Goethe, Mark Twain und Picasso hier gewesen waren, wie ich der Dorfchronik entnehmen konnte, schien niemanden zu interessieren.

Heute war ich schon gegen Mittag mit der Arbeit fertig gewesen. Statt den Tagesteller in der Kantine zu essen oder mich schwitzend im Fitnessraum abzumühen, war ich durch die Gassen jenseits der Hauptstraße zu den schwarzgiebligen Chalets hinaufgestiegen, deren Fassaden mit roten und weißen Geranien geschmückt waren. Die Chalets im alten Teil von Leukerbad sahen aus, als trügen sie Tracht: schwere schwarze Röcke, die grünen Schürzen der Türblätter und der üppige Blumenschmuck in den Nationalfarben, der aus dem

Dekolleté der Balkonkästen quoll – eine Art folkloristisches Holz vor der Hütt'n. Auf Tafeln stand das Mittagsangebot: Kässchnitte, Suppe, Apfelröschti. Ich war weitergegangen. An den Terrassen der Kurhotels vorbei, zum Parkplatz, war ins Auto gestiegen und die vierzehn Kilometer nach Leuk in einem Höllentempo hinuntergefahren, wie es mir manchmal gefiel, mir, die ich sonst eine gemäßigte Fahrerin bin. Die Straße nach Leuk fuhr ich immer *à la valaisanne.* Aus purer Erleichterung, hier wegzukommen. Nur den Sicherheitsgurt legte ich an, was eine echte Walliserin nicht tun würde. Nirgends war die Anschnallquote so niedrig wie hier. Die Gurtpflicht galt als Willkür des Zentralstaates.

Im ersten *rondpoint* nach der Ausfahrt Montreux kreiste der Mittagsverkehr. Ein Hinweisschild mit mehreren Ortsnamen. Les Avants stand ganz unten, das war es, das musste es sein. Philipp hatte es gesagt, ich hatte es gehört, mir aber anders vorgestellt: *Les savants* hatte ich verstanden, die Wissenden. Ich fuhr in den Kreisel hinein und rechts wieder hinaus. Sonloup hieß das Hotel, es fiel mir wieder ein. In den engen Kurven glitt der Wagen wie ein Weberschiffchen hin und her und spulte Meter um Meter asphaltgrauen Bandes ab, im Rückspiegel sah ich die Bahnen hinter mir zurückweichen. Je weiter ich mich von Montreux entfernte, desto einfacher wurde die Bauweise der Siedlungen, lang gestreckte Straßendörfer mit staubigen Fassaden, Restaurants und Busstationen, in denen Fahrpläne und Wanderkarten hinter blinden Glasscheiben verwitterten. Ich stellte mir vor, wie Philipp in einer Lounge im Clubsessel hing, seine ewige Zigarette zwischen den Fingern – unangezündet, denn er

versuchte, sich das Rauchen abzugewöhnen –, und das tat, was er für sein Leben gern tat: diskutieren, Ideen entwickeln und ein internationales Publikum mit seinem in charmantes Englisch verpackten Scharfsinn verblüffen. Eine Konferenz oder Forschungsretraite: So viel hatte ich aus seinen Äußerungen herausfiltern können. Philipp hatte die Eigenart, die Dinge, die er tat oder vorhatte, nur anzudeuten, als wisse jeder, womit er beschäftigt war, und er vertrug es nicht, wenn ich nachfragte. »Habe ich dir doch erzählt«, sagte er unwirsch, worauf ich verstummte. Wahrscheinlich ging es um Gesundheit und Stress. Manchmal dachte ich, dass wir, als wir noch studierten, Philipp und ich, von glanzvolleren Themen geträumt hatten als von Stress und Rückenweh, Geißeln der Zivilisation, bei denen wir gelandet waren und die uns den Lebensunterhalt sicherten. Nach dem Examen war ich in die Romandie gezogen, weil mich in Köln nicht viel hielt. Eine Stadt wie jede andere, sie war mir bei der Lotterie der Studienplatzvergabe zugefallen. Vielleicht war auch Trotz im Spiel oder Stolz. Zwischen Philipp und mich war etwas Fremdes getreten, wir waren kein Paar mehr, zumindest keins im üblichen Sinn, ich war frei. Doch er fehlte mir. Er kam mich in Fribourg besuchen, fand in kürzester Zeit heraus, wer hier etwas zu sagen hatte, saß als Gast in dreisprachigen Denkateliers, kam wieder und blieb. Wir liebten uns auf geschwisterliche Weise, wohnten in Rufweite voneinander in unrenovierten Altstadthäusern, die wir von unseren Assistentenlöhnen bezahlen konnten, und sahen uns fast jeden Tag. Wir hockten Knie an Knie in Theatern, die kleiner waren als unsere Wohnzimmer, oder in barocken Kino-

sälen, in denen französische Filme im Original gezeigt wurden, und freuten uns, wenn wir die Untertitel nicht mehr lesen mussten, um den Fortgang der Handlung zu verstehen. Im Juli gingen wir ins Bollwerk, eine mittelalterliche Befestigungsanlage, in der ein Kulturfestival lief. Wir lehnten Abende lang an der Brüstung des alten Wehrgangs und sahen Dinge, die wir noch nie gesehen hatten. Die ganze Welt schien in Reichweite und in zwei Juliwochen gepresst: das weiße Gesicht eines Butoh-Tänzers, ein schreiender finnischer Männerchor, das Endzeitszenario einer Performance, in der ein nackter Mann vor einem ausgebrannten Taxi eine Stunde lang die Hände rang, während ein Martinshorn gellte – »Irländer, was sonst«, stellte Philipp fest, als würde das irgendwas erklären – und, in einer der letzten Nächte, Zigeunermusik aus Rajasthan, zu der sich eine Discokugel drehte, die den Himmel, das morsche Gebälk und unsere Gesichter mit tanzenden Lichtpunkten sprenkelte. Die Hitzewelle im August, die alle Empfindungen lähmte, verschliefen wir auf einer Badematte am Murtensee. Ich glaube, wir waren glücklich. Von Zeit zu Zeit verfielen wir in manische Arbeitsschübe, schrieben Forschungsgesuche und Artikel, hielten Seminare ab und fuhren durch die halbe Schweiz, um Versuchspersonen zu rekrutieren und bei irgendwelchen Klinikdirektoren einen guten Eindruck zu machen, was wir ziemlich gut beherrschten. Ich nahm das alles nicht so ernst, aber – und das war angenehm – ich fühlte mich dem gewachsen. Fühlte mich den Aufgaben gewachsen, die das Arbeitsleben mir stellte, und ging sie an, wie ich alles anging: gewissenhaft und gründlich, um sie danach sofort zu vergessen.

Philipp war die Familie, die ich nicht hatte, war Vater, Mutter, Schwester und Bruder, er war mein Freund und Alter Ego, und manchmal war er mein Kind. Das Gefühl der Entwurzelung, das ich ihm unterstellte und bei mir selbst nicht fühlen wollte, stiftete eine Zusammengehörigkeit wie durch Blutsbande, wobei die Bande in unserem Fall etwas mit dem Septemberduft der Rheinauen, dem Geruch des Vorortzuges auf der Eifelstrecke zwischen Köln und Trier und den beschlagenen Glaswaben einer Kneipe in der Kölner Südstadt zu tun hatten. Mit Heimat, was wir beide niemals zugegeben hätten, denn wir waren, zumindest dem Anspruch nach, Weltbürger, *n'est-ce pas?*

Ich kannte ihn seit dem dritten Studiensemester. Nach dem Diagnostikseminar mit Selbsttestung wurde er Doktor Phil genannt, angeblich hatte er einen Intelligenzquotienten jenseits aller Normwerte und war mit unserem Lernprogramm total unterfordert, ein Genie im Körper eines durchtrainierten Serienhelden. Im Sommer trug er Achselshirts zu seinen engen Jeans. Niemand wäre auf die Idee gekommen, sie als Unterhemden zu bezeichnen, obwohl sie genau so aussahen. Im Winter trug er einen schweren Ledermantel, der bis zu den Knöcheln reichte, secondhand, aber gut erhalten, eine Art Behausung, er könne notfalls darin schlafen, sagte er. Aus diesem Mantel zog er einen grünsilbernen Druckbleistift der Marke Faber Castell und bat um ein Blatt Papier, das er unbeschrieben zurückließ, wenn er, unter dem Gewicht des Mantels leicht gebeugt, aus dem Hörsaal schritt. Als ich begann, ihm nachzuspüren, schaute ich nach einem solchen leeren Blatt auf den Tischen unter dem Neonlicht,

Zeugnis seines flüchtigen Transits, mein Herzschlag beschleunigte sich: Er war da gewesen. Irgendwann erspähte ich ihn im Flur vor dem Kaffeeautomaten, Teil eines Trios, das in größter Lockerheit umeinander kreiste, gestikulierte, lachte: Doktor Phil in seinem Mantel, eine schwarzhaarige, magere Frau und ein hünenhafter Mensch mit Mütze. Sie strahlten eine entspannte Verbundenheit aus, die mich anzog. Der Ernst, mit dem die Paare unter den Studierenden ihr Bündnis zelebrierten, war mir dagegen suspekt. Paarbildung hatte schon immer etwas Verdächtiges gehabt. Meine Mutter, die ich niemals anders als mit ihrem Vornamen angeredet hatte – ich sagte Dita wie andere Kinder Mama sagen –, hatte keinen Mann, zumindest keinen eigenen oder einzigen. Sie hatte wechselnde Männer, in rascher Folge auf- und abtretende Nebenfiguren, die eine Zeit lang bei uns wohnten oder auch nicht. Mit Männern im Transit kannte ich mich aus.

Das Auto, mit dem ich mich oberhalb von Montreux in die Kurven legte, gehörte nicht mir. Es war ein silbergraues Alfa Romeo Spider Cabriolet, es gehörte Radwan und entsprach ziemlich genau dem, was er sich unter einem idealen Auto vorstellte. Seine Mutter und eine griechische Großtante hatten ihre Ersparnisse zusammengelegt, um es zu finanzieren, nachdem er den weißen Jaguar, den er fuhr, als ich ihn kennenlernte, in der lang gezogenen Rechtskurve vor der Abzweigung Genf-Lausanne über die Leitplanke hinaus- und in die Luft hineingesteuert hatte. Nach mehreren Überschlägen war er auf dem begrasten Hang wieder auf die Füße beziehungsweise auf die Räder gekommen, die alle noch dran waren. Dieser Unfall wirkte wie ein Zündfunke in dem

knisternden Spannungsfeld, das sich seit Wochen zwischen uns aufgebaut hatte. Unter dem Eindruck der Erfahrung, dass alles jederzeit vorbei sein konnte, fielen Zweifel und Skrupel in sich zusammen. Er habe dem Tod ins Auge geblickt, sagte Radwan in einer der kurzen Pausen zwischen unseren Umarmungen, und als der sich wieder abgewendet und er zitternd vor Dankbarkeit registriert habe, dass er noch lebe und unversehrt geblieben sei, sei ihm mein Gesicht erschienen. Es gab kein Halten mehr.

Radwan hatte eine Frau. Keine Ehefrau, aber doch etwas Ernstes oder Verbindliches, denn sie hatten ein Kind, einen kleinen Sohn. Ein paar Wochen zuvor hatte ich beobachtet, wie er auf dem Parkplatz gegenüber meinem Küchenfenster aus dem Jaguar stieg und das Kind, das hinten in einem Sitz festgeschnallt war, mit großer Zartheit heraushob. Es legte die Ärmchen um seinen Hals, und sie verschwanden aus meinem Blickfeld. Später, auf dem Weg zum Einkaufen, sah ich ihn in der Sonne an einem Bistrotisch sitzen. Das Kind lag unter dem Tisch und spielte selbstvergessen mit den Schuhbändern seines Vaters, ich glaube, es versuchte, sie aufzuknüpfen, was nicht gelang, weil es ein kleines Kind war, und Radwan, oberhalb der Tischplatte, hatte ein Bier vor sich stehen und rauchte eine Zigarette. Seine Haut hatte die Farbe von hellen Oliven. Was mit seinem Schuh geschah, schien ihn nicht zu kümmern. Vielleicht genügten die schwachen Impulse der Kinderfinger, um ihm mitzuteilen, dass da unten alles in Ordnung war. Er trug ein weißes Hemd und sah wie die Inkarnation des entspannten Müßiggängers aus, von irgendeinem südöstlichen Diwan an einen

Westschweizer Bistrotisch versetzt, passive Wachheit in den Augen und, so schien es mir, jederzeit zu allem bereit. Das Kind, das sich an sein Hosenbein klammerte, war ein vertrauenerweckender Kontrapunkt. Wir schauten uns an, ich verhielt sekundenlang den Schritt, ging langsam an ihm vorbei und wusste, dass sein Blick mir folgte. Ein paar Wochen später sahen wir uns in der Mensa, es stellte sich heraus, dass Philipp ihn kannte und schon öfter mit ihm herumgezogen war, sie saßen in den alten Kneipen, Tirlibaum oder Belvédère, sie tranken *canettes* und spielten *cadavre exquis.* Innerhalb weniger Wochen waren wir unzertrennlich. Philipp und Radwan, Philipp und ich, wir behielten unsere freundschaftlichen Gewohnheiten bei, und daneben entstand ein neues Gleis, von dem ich noch nicht wusste, wo es hinführen würde. Philipp schien das Knistern zwischen Radwan und mir nicht wahrzunehmen, und falls doch, ließ er sich nicht viel anmerken. Ich erinnere mich vage an Blicke voll ironischen Wohlwollens. Wahrscheinlich gefiel ihm, was sich da anbahnte.

Manchmal sah ich sie zusammen die Straße hinuntergehen, Philipp und Radwan, sie redeten und lachten, manchmal hing das Kind an ihren Händen und wurde von ihnen mit Schwung durch die Luft gehoben, es zog die Beine an, *»encore, encore«,* schrie es mit seiner kleinen heiseren Stimme, es konnte nicht genug bekommen, was ich gut verstand, denn auch ich konnte nicht genug bekommen von der heiteren Aufmerksamkeit, in die Radwan mich einhüllte wie in ein sommerliches Tuch. Beide Männer hatten eine Art, sich zu bewegen, die Unternehmungslust verriet, wie ein Antrieb

auf kommende Abenteuer zu, wobei Radwans Gang etwas Geschmeidiges, Beiläufiges hatte und Philipps Art etwas Zielstrebiges, etwas Deutsches vielleicht. Ich sah zu, wie sie sich entfernten, und freute mich darauf, Radwans Geschmeidigkeit wiederzufinden, wenn er nachts zu mir zurückkam und die fedrigen Berührungen, mit denen er meine Haut weckte, in sichere Griffe übergingen, die richtige Spur und den richtigen Druck fanden und etwas Strömendes, Ziehendes in mir auslösten, dem ich mich vollkommen überließ. Später, im Schlaf, lag er ganz still und lächelte. *Il s'amuse,* dachte ich. Um Philipp machte ich mir ein bisschen Sorgen: dass ihm etwas zustoßen oder misslingen könnte oder dass ich ihn ungewollt kränken und er mir deshalb entgleiten könnte. Trotz seiner Unternehmungslust, seiner Späße und seiner Brillanz kam Philipp mir verletzbar vor. Zu jener Zeit war er von einer armenischen Jazzkomponistin besessen, er hatte sie in irgendeinem Keller Saxophon spielen hören, ein paar Sätze mit ihr gewechselt und sich davon überzeugen können, dass sie füreinander geschaffen waren. Er verbrachte lange Abende damit, uns von seiner Leidenschaft zu erzählen und hatte bereits alles über den armenischen Völkermord gelesen. Es schien, als richte er alle Zukunftshoffnungen auf diese Beziehung, die nicht viel mehr als ein Hirngespinst war. Ich durfte ihn nicht allein lassen.

Was würde er sagen, wenn ich am zweiten Seminartag aus heiterem Himmel auftauchte? Anrufen und mich ankündigen hätte ich sowieso nicht können, denn Philipp hatte kein Handy. Er gefiel sich in der Rolle des Fortschrittsverweigerers, zumindest auf technischem Gebiet, doch selbst, wenn

Ruth Wittig ist in Deutschland geboren und aufgewachsen. Nach dem Studium der Publizistik und Psychologie machte sie erste berufliche Erfahrungen an einem psychiatrischen Krankenhaus. Die zweisprachige Stadt Fribourg in der Schweiz ist der Ort, an dem sie bisher am längsten gelebt hat. Neben einer Karriere als Psychotherapeutin und Dozentin begann sie in den 1990er-Jahren literarisch zu schreiben. Nach dem Erzählband *Camouflage* (Paulusverlag 2014) legt sie mit *Zu dritt* ihren ersten Roman vor.